
Skandal in Judäa

Erzählpredigt über Apostelgeschichte 8¹

Peter-Johannes Athmann

Ave, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Mein Name ist Quintilius Julius Maximus, und ich bin inspector criminalis bei der römischen Militärpolizei in Judaea. Ich freue mich, heute morgen bei Ihnen in der wunderschönen germanischen Kleinstadt Suabaca sein zu können, um Ihnen von meiner Arbeit in einer der interessantesten Provinzen des Römischen Reiches berichten zu können.

Mein Dienstsitz ist in Caesarea, einer wunderschönen Stadt direkt am Mittelmeer. Dort residiert auch mein oberster Chef, der Prokurator Pontius Pilatus. Der Prokurator ist eigentlich ein sehr umgänglicher Mensch, zumindest im Umgang mit seinen Untergebenen, aber er hat manchmal die Eigenschaft, Verantwortung von sich weg zu schieben und sich sozusagen die Hände in Unschuld zu waschen, wenn Sie wissen, was ich meine. Auf mich bezogen, bedeutet das, dass Pilatus unangenehme Angelegenheiten gern von mir erledigen lässt, vor allem, was die religiösen Angelegenheiten der Judäer betrifft.

Sie wissen es vielleicht: Die Judäer glauben an einen Gott, der ihnen irgendwann einen so genannten Messias schickt, der sie wieder zu einem selbstständigen Staat machen wird, so wie es früher unter ihrem König David einmal war – vor ziemlich genau 1000 Jahren. Als Römer kann ich dazu nur sagen: Solange ich in Judäa arbeite, taucht alle paar Jahre ein selbst ernannter Messias auf und versucht, einen Aufstand gegen uns anzuzetteln, aber bisher hatte noch niemand Erfolg damit.

Kein Wunder, denn gegen unsere Legionen kommt niemand an – Jupiter sei Dank!

Vor ein paar Jahren habe ich eine dieser Messias-Geschichten persönlich miterlebt: Ein Handwerker aus der Kleinstadt Nazareth in Galiläa scharte einen Haufen Anhänger und Anhängerinnen um sich und behauptete, dass das Reich Gottes unmittelbar bevor stehe. Anders als seine militanten Kollegen war er aber völlig gewaltlos und predigte, dass man sogar seine Feinde lieben solle. Uns Römer hat dieser Jesus mit dieser Botschaft eigentlich gar nicht gestört, aber einigen seiner Glaubensge-

¹ Die Predigt wurde am 6. Januar 2002 in der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Schwabach gehalten.

nossen war er ein Dorn im Auge, und sie haben es irgendwie hingekriegt, dass Pilatus ihn zum Tode verurteilte.

Ich musste damals wegen eines Bestechungsskandals gegen einige römische Legionäre ermitteln, die das Grab dieses Messias nicht ordnungsgemäß bewacht hatten, was dazu führte, dass sein Leichnam plötzlich verschwunden war. Im Zuge meiner Ermittlungen lernte ich auch einige seiner Anhänger kennen, die beteuerten, dass sie den Verstorbenen drei Tage nach seinem Tod gesehen hätten, und zwar lebendig. Ich kann mir zwar nicht vorstellen, dass das wirklich passiert ist, aber diese angebliche Auferstehung hat dazu geführt, dass die Anhänger dieses Jesus von Nazareth eine neue jüdische Sekte gründeten, und überall verkündeten, dass der Tod ihres Anführers kein Unfall war, sondern ein geheimer Plan Gottes, um alle Menschen von ihren Sünden zu erlösen.

Mit dieser Sekte, die mittlerweile im ganzen römischen Reich unter dem Namen Christen bekannt ist, hatte und habe ich in meiner Arbeit immer wieder zu tun. Der spektakulärste Fall ist vor einigen Jahren passiert. Damals wurde ein gewisser Stephanus das Opfer eines Lynchmordes; er wurde während einer seiner Predigten von aufgebracht Zuhörern gesteinigt. Die Täter versuchten zwar, mir zu erklären, dass sie nur ihrem Gesetz gehorcht hätten, weil das die Steinigung von Gotteslästern vorschreibt, aber damit kamen sie bei mir nicht durch: Niemand im römischen Reich hat das Recht, jemanden zum Tode zu verurteilen, außer in einem ordentlichen römischen Gerichtsverfahren. Sonst könnte ja jeder daher kommen und behaupten, sein Gott hätte ihn beauftragt, einen Mord zu begehen. Nein, im römischen Reich gilt ein Recht für alle, und das ist auch gut so. Es gibt zwar gewisse Privilegien für Menschen, die die römische Staatsangehörigkeit besitzen, aber das Recht auf ein faires Gerichtsverfahren haben auch die Bewohner der Provinzen.

Als ich damals im Fall Stephanus ermittelte, bekam ich wieder mit der christlichen Sekte zu tun, denn Stephanus war Christ gewesen. Ich brach also von Caesarea auf und ließ mich zur Zentrale seiner Organisation in Jerusalem fahren, um nach den Gründen für den Mord zu forschen.

Ich wurde vom damaligen Vorsitzenden Simon Petrus recht freundlich empfangen, merkte aber gleich, dass ich offenbar mitten in einen Streit geraten war, der die Christen zu spalten drohte. Mittlerweile hatten sich nämlich nicht nur Judäer der Sekte angeschlossen, sondern auch Griechen aus anderen Gebieten des Reiches, und die waren von der griechischen Kultur geprägt, nicht von der hebräischen. Auch ihre Muttersprache war Griechisch. Daher nennt man sie auch Hellenisten, von Hellas, dem griechischen Wort für Griechenland. Zwischen den Judäern und den Hellenisten gab es damals heftige Auseinandersetzungen um die Verteilung der Spendeneinnahmen. Man versuchte das Problem zu lösen, indem man für die hellenistische Gruppe ein eigenes Team von sieben Diakonen einsetzte, zu denen auch Stephanus gehörte. Eigentlich sollten die Diakone nur organisatorische Aufgaben übernehmen, doch einige von

ihnen taten sich auch als Prediger hervor, besonders Stephanus und ein gewisser Philippus, von dem später noch die Rede sein wird.

Simon Petrus erklärte mir, dass es bei den Christen ganz normal sei, dass jeder sich an der Verkündigung der Frohen Botschaft beteiligte, weil dies nach ihrem Glauben nicht nur bestimmten Amtsträgern vorbehalten sei. Angeblich gibt es also bei dieser Religion keine Unterschiede zwischen Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen. Ich sage »angeblich«, weil ich bei einem späteren Fall einen ganz anderen Eindruck gewann – aber dazu kommen wir noch.

Jedenfalls gehörte der ermordete Stephanus zur hellenistischen Gruppe der christlichen Sekte, mit der sich die judäische Gruppe um Simon Petrus offenbar nicht so gut verstand. Petrus legte zwar Wert auf die Feststellung, dass alle Mitglieder seiner Religion ein Herz und eine Seele waren, aber meine weiteren Nachforschungen trübten dieses Bild.

Ich musste nämlich feststellen, dass es in der Jerusalemer Christenzentrale gar keine Hellenen mehr gab – sie waren alle in die Nachbarländer geflohen, weil ein gewisser Saulus eine Verfolgung gegen sie angezettelt hatte. Saulus war ein studierter Schriftgelehrter, der die jüdische Bevölkerung gegen die christliche Sekte aufhetzte und ihnen, wo er konnte, das Leben schwer machte. Was mich nun stutzig machte, war die Tatsache, dass Petrus und seine Apostelkollegen offenbar unbehelligt blieben, obwohl die griechisch-sprachigen Gemeindeglieder von Saulus heftig verfolgt wurden. Die meisten von ihnen hatten sich ins angrenzende Samaria geflüchtet, darunter der eben erwähnte Diakon Philippus.

Ich verließ die Christenzentrale in Jerusalem mit dem Eindruck, dass die Christen es noch nicht gelernt hatten, mit unterschiedlichen Glaubensüberzeugungen in den eigenen Reihen umzugehen. Selbst mir als Außenstehendem war klar, dass die Botschaft von Jesus Christus auf jüdisch geprägte Menschen ganz anders wirken musste als auf solche, die in einer heidnischen Umwelt groß geworden waren. Für die jüdischen Christen war es selbstverständlich, dass das Angebot der Erlösung nur für die Angehörigen der eigenen Religion galt, aber die Hellenisten hatten angefangen zu erkennen, dass die Botschaft Jesu für alle Menschen galt, egal ob sie Juden oder Heiden waren.

Darum erwies sich die von Saulus angezettelte Verfolgung schließlich auch als Bumerang: Wenn er vorgehabt hatte, die christliche Sekte auszurotten, so war ihm das gründlich misslungen. Im Gegenteil: Die ins Nachbarland geflüchteten Christen hatten dort soviel Erfolg mit ihrer Verkündigung, dass die neue Religion mehr und mehr Anhänger fand, und zwar gerade unter denen, die von den Juden nicht als vollwertige Glaubensbrüder anerkannt wurden, nämlich den Samaritanern. Nicht nur das: Auch Menschen, die aus völlig anderen Kulturkreisen kamen, entdeckten, dass die Botschaft von der Erlösung durch Jesus Christus auch und gerade für sie galt, zum Beispiel ein hoher Politiker aus Afrika – aber ich greife schon wieder vor.

Für den Erfolg der christlichen Mission unter den Samaritanern war vor allem der schon mehrfach erwähnte Philippus verantwortlich. Sein Gott hatte ihm die Gabe verliehen, Kranke zu heilen, was kräftig dazu beitrug, dass sich viele Menschen in Samaria dem christlichen Glauben anschlossen.

Diesen Philippus habe ich persönlich kennen gelernt, als ich wegen einer etwas peinlichen Affäre in Samaria ermitteln musste. Eigentlich gehören solche Dinge nicht zu meinem Aufgabenbereich, aber ich machte zufällig die Urlaubsvertretung für einen Kollegen von der Sitte, als sich diese Geschichte ereignete. Und zwar ging es um Folgendes:

Ein hoher afrikanischer Politiker wurde beim Nacktbaden in einem Fluss an einer öffentlichen Landstraße gesehen – jedenfalls lautete so die anonyme Anzeige, der wir verpflichtet waren nachzugehen.

Meine Recherchen ergaben, dass es sich bei diesem Politiker um den Finanzminister der Königin von Äthiopien gehandelt hatte, der allerdings schon lange über alle Berge war, als ich den Tatort besichtigte. Die Kollegen von der Spurensicherung waren natürlich erfolglos, aber meine verdeckten Ermittler bekamen heraus, dass der Minister kurz vor der Tat einen Anhalter aufgelesen hatte, und zwar eben jenen Philippus.

Philippus war dann leicht zu finden, weil seine Predigten immer viele Zuhörerinnen und Zuhörer fanden. Als meine Leute ihn ausfindig machten, befand er sich praktischerweise gerade in Caesarea, woraufhin ich ihn sofort in mein Büro bestellte.

Anfangs gab sich der gute Philippus sehr schweigsam, aber als ich andeutete, dass möglicherweise auch eine Anzeige wegen verbotener sexueller Beziehungen drohte, wurde er kooperativer. Das hängt vielleicht damit zusammen, dass für die Christen sexuelle Verfehlungen die schlimmsten Sünden darstellen, während sie bei anderen Delikten toleranter zu sein scheinen.

Ich werde bei Gelegenheit mal die Kollegen von der Steuerfahndung fragen, wie die das sehen.

Jedenfalls gab Philippus mir von da an bereitwillig Auskunft und erklärte mir, was sich aus seiner Sicht abgespielt hatte. Demnach hatte sich die Sache so abgespielt:

Philippus hatte von seinem Gott den Auftrag bekommen, sich auf die Straße von Jerusalem nach Gaza zu begeben. Dort holte er die Kutsche des Ministers aus Äthiopien ein und begann mit ihm ein Gespräch, in dem es um religiöse Fragen ging. Der Minister ließ sich dann von Philippus überzeugen, der christlichen Sekte beizutreten, was durch einen Akt besiegelt wurde, den die Christen Taufe nennen. Diese Handlung wird durch Untertauchen in fließendem Wasser vollzogen; sie symbolisiert das Absterben des alten Menschen und das Auferstehen als neuer Mensch, der von nun an ganz zu Jesus Christus gehört.

Ich war geneigt, dem Philippus diese Darstellung zu glauben und die Anklage wegen unsittlichen Verhaltens in der Öffentlichkeit fallenzulas-

sen, aber ich hatte doch noch ein paar Fragen. Schließlich hatte ich mich auch etwas mit der jüdischen Religion vertraut gemacht und stieß daher auf einige Ungereimtheiten, die ich noch klären wollte.

»Philippus«, fragte ich mein Gegenüber, »dir ist doch klar, dass der äthiopische Minister ein Eunuch war, oder?«

Philippus nickte; auch er wusste, dass es nicht nur in Äthiopien üblich war, hohe Regierungsposten mit Männern zu besetzen, die gewaltsam unfruchtbar gemacht worden waren.

Ich fragte weiter: »Wie konntest du diesen Mann dann zu einem Mitglied eurer Gemeinschaft machen? Ich weiß nämlich, dass nach eurem Gesetz kein Entmannter in die Gemeinde aufgenommen werden darf (Dtn 23).«

Philippus antwortete: »Das Gesetz kenne ich auch, aber schon vor 600 Jahren hat unser Prophet Jesaja angekündigt, dass es eine Zeit geben wird, in der diese Anweisung nicht mehr gilt. Und diese Zeit ist jetzt angebrochen. Seit Gott Mensch geworden ist, gibt es keine Beschränkungen mehr: Alle Menschen dürfen gleichberechtigt zu Gott kommen, weil sie alle Gottes geliebte Kinder sind. Für Menschen, die an Verletzungen oder Behinderungen leiden müssen, gilt das erst recht.«

Ich war einen Moment lang still. An das 56. Kapitel des Propheten Jesaja hatte ich gar nicht gedacht, obwohl ich das auch irgendwann mal gelesen hatte. Wahrscheinlich hatte ich die Stelle einfach überlesen, und dabei war mir entgangen, dass auch nach jüdischem Glauben das Gesetz ewig gelten sollte. Sobald die Zeit des Heils anbricht, ist die Zeit der Gesetze vorbei – diesen Glauben haben Juden und Christen offenbar gemeinsam. Der Unterschied ist nur, dass die Christen offenbar der Meinung sind, dass die Zeit des Heils schon angefangen hat.

Aber wenn das stimmt, dann müsste dieses Heil doch auch sichtbar werden, oder?

Stattdessen scheinen Gesetzlosigkeit, Gewalt und Ungerechtigkeit immer mehr zuzunehmen, und das macht mir die Arbeit als *inspector criminalis* manchmal unerträglich. Philippus scheint jedoch fest daran zu glauben, dass Gottes Heil schon bei uns angekommen ist.

Obwohl – müsste denn nicht wenigstens die Gemeinschaft der *Christen* gerechter und liebevoller miteinander umgehen, wenn es schon die Welt außen herum nicht tut?

Also fragte ich Philippus: »Wenn ihr eine so tolle Gemeinschaft seid, zu der alle Menschen dazugehören dürfen: Warum gibt es dann so viel Streit unter euch? Macht das euren Glauben nicht total unglaubwürdig?«

Philippus dachte nach und sagte schließlich: »Gott hat jeden und jede von uns dort abgeholt, wo wir waren. Er hat nicht einfach unsere bisherige Lebensgeschichte und unsere bisherige Prägung ausgelöscht, denn er liebt uns so wie wir sind, und nicht so, wie wir sein müssten. Man könnte darum sagen, dass jeder von uns nur eine Teilmenge der Frohen Botschaft verstanden hat, und zwar genau die Teilmenge, die ihm wichtig ist und die sein Leben froh und sinnvoll macht.

Das Gute daran ist, dass wir nicht erst alles verstanden haben müssen, bevor wir reif für Gottes Liebe sind – wir müssen also kein Glaubensabitur ablegen. Das Schwierige daran ist, dass wir genau deshalb nicht immer einer Meinung sind und auch gar nicht sein können. Wir müssen noch lernen, uns als Brüder und Schwestern auch dann zu akzeptieren, wenn wir unterschiedliche Erkenntnisse haben. Aber was wäre denn die Alternative?

Natürlich könnte jede Glaubensrichtung ihren eigenen Verein aufmachen. Dann hätten wir bald zig verschiedene Kuschelclubs, die nur noch diejenigen zulassen, die denselben Frömmigkeitsstil haben. Nein, das wäre nicht der richtige Weg. Wir müssen unsere Verschiedenheit aushalten und ehrlich miteinander darüber sprechen, sonst glaubt uns kein Mensch, was wir zu verkündigen haben.«

Ich schaute Philippus direkt in die Augen und fragte ihn: »Selbst dann, wenn du erleben musst, dass Petrus extra aus Jerusalem nach Samaria kommt, weil er meint, dass du die Leute nicht korrekt getauft hast?«

»Du weißt aber auch alles«, gab Philippus zurück und ich lächelte in mich hinein. Natürlich weiß ich alles, das ist das Geheimnis meines Erfolgs als bester inspector criminalis östlich von Rom.

Er fuhr fort: »Aber eines weiß du nicht: Über die Zugehörigkeit zum Reich Gottes entscheiden weder Petrus noch ich, sondern Gott allein. Wenn Petrus meint, meine Taufe nachbessern zu müssen, dann hat er seine Gründe dafür, die ich nachvollziehen kann, auch wenn sie mir weh tun.

Er glaubt, dass nur die von Jesus eingesetzten Apostel die Einheit der christlichen Gemeinde garantieren können. *Ich* glaube, dass der Geist Gottes weht, wo er will, und dass Gott jeden Christ und jede Christin dazu gebrauchen will, Menschen für ihn zu gewinnen.«

So ganz überzeugt war ich von dieser Erklärung nicht. Aber ich hatte verstanden, dass die meisten Christen um jeden Preis versuchen wollen, zusammen zu bleiben, auch wenn sie sich in verschiedenen Dingen nicht einig sind, sogar in der Frage der Taufe.

Ich, Quintilius Julius Maximus, bin zwar der beste inspector criminalis östlich von Rom, doch auch ich kann nicht in die Zukunft sehen. Dabei wüsste ich zu gerne, wie sich die kleine christliche Sekte in den nächsten 2000 Jahren entwickelt. Ob sie dann wohl immer noch bereit sind, gemeinsam Gottesdienst zu feiern und für einander da zu sein?

Amen